

Rezension

Carsten Herrmann-Pillath (2000): Evolution von Wirtschaft und Kultur. Bausteine einer transdisziplinären Methode, Marburg: Metropolis Verlag, 472 S., ISBN 3-89518-283-4, DM 78,-.

Herrmann-Pillath will mit seiner Aufsatzsammlung einen Beitrag zur gegenwärtig in der Wirtschaftswissenschaft unübersichtlich verlaufenden Debatte über „Evolution“ und „Kultur“ leisten und fordert die orthodoxe Ökonomik von vielen Seiten auf originelle Weise heraus. Die Texte setzen sich sowohl mit verhaltenstheoretischen und ontologischen Konzepten als auch mit der Dogmengeschichte auseinander. Gleichzeitig wird das Fundament für ein normativ ausgerichtetes ordnungstheoretisches Forschungsprogramm gelegt: die Suche nach einer zivilisatorischen Form des sozialen Zusammenlebens.

Wenn die Welt offen, stets wandelbar und durch Neuerungen gekennzeichnet ist, dann müsse dies auch die Theorie widerspiegeln. Offene Theorien, so Herrmann-Pillath, weisen den Weg zur Transdisziplinarität. Dadurch werde ein neues Theoriegebilde geschaffen, das zudem Ausdruck einer künstlerischen Individualität sei (16). Nicht die Annäherung an die Wahrheit, sondern der nachvollziehbare Beitrag zur Ordnung des menschlichen Gemeinwesens müsse das Kriterium der Theoriebewertung darstellen. Eine sinnvolle Ökonomie zu treiben und zu schaffen, das sei die eigentliche Herausforderung an die moderne Wirtschaftswissenschaft. Dieser Geist kommt in allen zehn Artikeln zum Ausdruck. Sie wurden zudem mit dem „Mut zur Lücke“ geschrieben, d.h. der unvollständigen Rezeption von Quellen aus anderen Disziplinen. Bei der Diskussion der aus meiner Sicht zentralen Beiträge will ich auf diese fehlenden Teile aufmerksam machen und ebenfalls mit dem „Mut zur Lücke“ Möglichkeiten zur Erweiterung des transdisziplinären Diskurses aufzeigen.

Im ersten Beitrag zeigt Herrmann-Pillath die Bedeutung der Euckenschen Ordnungstheorie für die Erforschung von Wirtschaftssystemen auf. Eucken bereite den Weg zur Öffnung der engen ökonomischen Theorie, indem er den Konflikt um gesellschaftliche Macht in die konkrete historische Analyse von Wirtschaftsordnungen rücke. Erst durch Einbeziehung des realen Phänomens „Macht“ (Herrschaft, Familienformen, etc.) als kausalen Faktor sei der institutionelle Wandel erklärbar. Die Ordnungstheorie lasse sich aber wesentlich besser mit Max Weber als mit der Neuen Institutionenökonomik dynamisieren (Erklärung des Datenkranzes). Es stellt sich

dann aber die Frage, warum Herrmann-Pillath nicht den ganzen Weber rezipiert. Dies würde nämlich zur ernsthaften Überprüfung führen, ob nicht Webers komplette Handlungs- und Ordnungstheorie (einschließlich der kulturellen Dimension) als begriffliche und handlungstheoretische Grundlage der Erforschung von Wirtschaftssystemen zu übernehmen ist. Immerhin ließen sich dadurch die aus Sinnkonstruktionen resultierenden empirischen Phänomene wie charismatische Herrschaft, Ordnung als Chance sowie die Handlungs- und Ordnungstypen (zweck- und wertrational sowie traditional und affektiv), die in der Realität natürlich stets als Mischformen vorkommen, systematisch abbilden und erklären.

Im zweiten Aufsatz geht Herrmann-Pillath der Frage nach, wie die Theoriebildung die Beziehung zwischen Zufall (als Singularität) und Notwendigkeit in der Geschichte methodologisch fassen kann (115). Singularität sei ein hausgemachtes Problem der Ökonomen, das durch Rückgriff auf andere Ansätze überwunden werden könne. So lasse sich z.B. ein dem unvollständig informierten Beobachter zufällig erscheinendes Handeln durch eine Vernetzung von universell gültigen mit speziellen Raum-Zeit-Theorien (z.B. „kulturelle Kerne“) erklären. Und auf einer noch höheren Ebene könne dann wiederum eine dynamische Theorie des Wandels solcher Verhaltensnormen zur Anwendung kommen. Doch scheint auch in diesem Fall ein weiterer Blick auf andere Disziplinen notwendig. In der Geschichtstheorie existieren sehr viele Auffassungen über Singularität und Gesetzmäßigkeit in der Geschichte, die auch die Wirtschaftswissenschaftler diskutieren sollten. Ein zweiter Impuls aus der Geschichtstheorie könnte die Debatte um die Auswertung von historischen Quellen liefern. Soll die Erklärung sozialer Tatsachen empirisch gehaltvoll sein, dann wird auch die korrekte Interpretation und Auswahl der vorhandenen Quellen ein ernst zu nehmendes Problem.

Im vierten Beitrag versucht Herrmann-Pillath, mit dem Konzept der „evolutionären Rationalität“ die Phänomene „Macht“ und „Emotion“ theoretisch zu fassen und ordnungstheoretische Folgerungen abzuleiten. Das Streben nach relativer Statusverbesserung sollte demnach einen wichtigen Platz in den wirtschaftspolitischen Überlegungen einnehmen. Zudem spielten Gerechtigkeitsempfinden und Neid eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Ordnungsstabilisierung. Konstruktionen von Ordnungen müssten ins Leere laufen, wenn nicht die kulturelle Ratio beachtet würde, wie auch die Probleme der Transformationsländer zeigten. Dabei stellt sich natürlich sofort die Frage nach der Selbsterhaltung bestimmter Ordnungen. Sicherlich muss eine Ordnungskonzeption die gesellschaftlichen Normen zunächst einmal einbeziehen, damit sie keine Erosion des mit einer Ordnung verbundenen Sinns herbeiführt. Der Grat zwischen Ord-

nungsstabilisierung und der Initiierung selbsterstörerischer Prozesse kann aber auch derart schmal sein, dass in einem solchen Fall diese Emotionen dann doch weitgehend aus der wirtschaftlichen Sphäre herausgehalten werden sollten. Ob Neid tatsächlich ein universelles Gefühl ist (208), muss sich nämlich im Zuge der menschlichen Entwicklungsgeschichte erst noch erweisen.

Im sechsten Beitrag befasst sich Herrmann-Pillath u.a. mit dem Problem, wie eine moderne Synthese von Geistes- und Naturwissenschaft ausgestaltet werden kann. Er sieht im Wettbewerb bzw. im Variations/Selektions-Paradigma die Verbindung zwischen beiden ontologischen Sphären. Wettbewerb sei ein universelles Phänomen, das innerhalb und zwischen Interaktionssphären auch außerhalb des menschlichen Bereichs anzutreffen sei. Er müsse den Status eines obersten regulativen Wertes einer auf Taxonomie und Komparatistik ausgerichteten Theorieentwicklung einnehmen. Nun muss aber festgehalten werden, dass der Wettbewerb zwischen Menschen nicht einfach ein Naturgesetz darstellt, sondern sozial konstruiert ist. Dies verdeutlicht abermals, dass die Evolutionstheorie handlungstheoretisch fundiert werden muss, indem Sinnkonstruktionen und die daraus resultierenden Handlungsorientierungen abgebildet werden. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob Wettbewerb als einzige Verbindungslinie zwischen Natur- und Geisteswissenschaft ausreicht. Eine Auseinandersetzung mit dem alle Wissenschaften einbeziehenden Ansatz von C.F. v. Weizsäcker wäre hier sicherlich sehr fruchtbar, zumal dieser eine Ethik für eine lebensfähige Menschheit als Teil einer lebensfähigen Natur entwickelt, die den Wettbewerb in die richtige Bahn lenken soll.

Im letzten Aufsatz geht Herrmann-Pillath schließlich auf sein normatives Hauptanliegen ein: die Suche nach einer möglichst machtfreien Form des sozialen Zusammenlebens. Er sieht diese in der Sozialen Marktwirtschaft als eine Form der Friedensordnung, wie sie bereits als Grundgedanke in der deutschen Ordnungstheorie bestand. Eine gute Wettbewerbspolitik müsse für klare Regeln sorgen, um durch Überwindung der wirtschaftlichen Machtverhältnisse einen Leistungswettbewerb zu initiieren und somit auch zur besten Sozialpolitik zu werden. Es stelle sich dann aber die Frage, wer denn die Kontrolleure kontrolliere (466)? Einen Weg sieht Herrmann-Pillath in der Verwirklichung einer freien Weltwirtschaft, um über die „Exit“-Option der Macht entweichen zu können. Andere Möglichkeiten seien das Recht und eine Ethik der Selbstbindung. Bei der ersten übersieht er jedoch, dass das ethische Ideal der Machtfreiheit keineswegs universell ist und Macht teilweise durchaus als legitim angesehen wird. Eine Schaffung weltweiter Ansiedlungsfreiheit ist also erstens nicht realistisch und führt zweitens auch nicht zwangsläufig zur Entmachtung von Politik und Wirt-

schaft. Das Recht wiederum ist letztlich nur durchsetzbar, wenn es durch eine Ethik der Selbstbindung abgestützt wird, da der Rechtsschutzstaat ansonsten mit der Erfüllung seiner Aufgabe überfordert ist. Vor der Diskussion über Ethikkonzeptionen darf der transdisziplinär arbeitende Forscher von Wirtschaftsordnungen nicht zurückschrecken. Dem Ökonomen würde dann auch recht schnell bewusst, dass die utilitaristische Ethik mehr Schwächen aufweist als innerhalb der Fachwelt zugegeben wird.

Transdisziplinarität ist also ein unumgänglicher Weg für die Wissenschaften, um soziale Probleme besser erfassen und auch bewältigen zu können. Dass die Diskussion innerhalb abgeschlossener Fachgrenzen unbefriedigend bleibt, zeigt vor allem die Debatte um Hayeks Theorie der kulturellen Evolution, wie auch Herrmann-Pillath an einigen Stellen bemerkt. Eine Auseinandersetzung u.a. mit Webers kulturwissenschaftlichem Ansatz könnte Hayeks bruchstückhafte Aussagen über unterschiedliche Handlungsorientierungen (religiöse, traditionale, eigeninteressierte) und den daraus resultierenden ungeplanten Ordnungen auf ein besseres theoretisches Fundament stellen. Gleichzeitig würde ein Rückgriff auf historische Quellen die Debatte um Hayeks Ansatz wesentlich klären und der unreflektierten Übernahme seiner Argumente endlich Einhalt gebieten.

Die transdisziplinäre Forschung der Evolution von Wirtschaft und Kultur sollte in Zukunft also stärker handlungstheoretisch fundiert werden, sich der Geschichtstheorie und der Wirtschaftsgeschichte noch mehr öffnen und darüber hinaus auch Ethikkonzeptionen anbieten. Gleichzeitig darf sie natürlich ihre Offenheit und künstlerische Individualität nicht verlieren. Zudem sollten Fragestellungen, die sich aus dem Zusammenhang der Interdependenz der Ordnungen und der Reproduktionsfähigkeit eines zivilisatorischen Zusammenlebens ergeben, verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet werden. Unter welchen Bedingungen verursacht beispielsweise ein Wandel der Wirtschaftskultur Durchsetzungsprobleme des Rechts?

Nichts desto trotz hat Herrmann-Pillath mit seinen Artikeln sehr wichtige Fragen des sozialen Zusammenlebens angesprochen. Seine Lösungsversuche sollten den offenen und über den Tellerrand hinausblickenden Leser zum Nachdenken anregen. Das Buch wird jedoch sein Ziel, zur Bewegung und Verwirrung innerhalb der Ökonomik beizutragen und somit den wissenschaftlichen Fortschritt anzuregen, nur dann erreichen, wenn es auf kognitive Modelle der Leser trifft, welche die Intention und die Information des Buches auch zu verstehen suchen.

Stephan Märket, Max Weber-Kolleg, Erfurt
stephan.maerket@uni-erfurt.de